

Die Grenzen des Wachstums auf dem Feld

Autor(en): **Dyttrich, Bettina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **18 (2011)**

Heft 202: **r**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-884713>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Grenzen des Wachstums auf dem Feld

Die Diskussion über Landwirtschaft ist geprägt von Bildern und Vorstellungen – positiven wie negativen. Die Journalistin und momentane Gemüsebaupraktikantin

Bettina Dyttrich *schreibt, was es bedeutet, Nahrung zu produzieren.*

Die Leute werden Bauern, weil sie für alles andere zu blöd sind – das glauben wir heute.

Vandana Shiva, indische Physikerin und Aktivistin

Idyllisch ist es auf dem Biohof, sagt die Coop-Werbung. Bio wird überschätzt, schreibt der «Beobachter». Die landwirtschaftlichen Einkommen sinken weiter, meldet der Bauernverband. «Kaum ein Land zeigt sich gegenüber dem Nährstand so spendabel wie die Schweiz», kontert die «NZZ»-Journalistin Claudia Wirz in der «Zeit».

Wer sich mit Landwirtschaft beschäftigen will, findet sich sofort in einer hochemotionalen Debatte wieder. Die eigenen Bilder, Wünsche und Vorstellungen, die alle mit sich herumtragen, machen die Sache nicht einfacher. Besonders in der Schweiz, wo das Bürgertum vor mehr als hundert Jahren die Bauern als Verbündete gegen die Arbeiterbewegung ins Boot holte, die auch mal auf Streikende schiessen durften. Wo viele Bauern und Bäuerinnen und vor allem ihre Verbände eng verbunden sind mit der SVP. Wer aus diesen Gründen nichts mit ihnen zu tun haben will, macht es sich allerdings etwas einfach. Denn erstens ist die bäuerliche Realität vielschichtiger, als es scheint. Und zweitens geht es (auch) ums Essen. Und essen wollen alle.

Landwirtschaft ist keine Industrie

Was macht Ihnen am meisten Freude am Bauern?

Die Verbundenheit mit der Natur, auch die Abhängigkeit von ihr.

Der spezielle Tages- und Jahreszeitenrhythmus. Das Arbeiten mit und auf dem Boden. Die sehr vielfältigen Herausforderungen:

handwerklich, intuitiv, mechanisch, maschinell, geistig, planerisch, unternehmerisch. Und natürlich freue ich mich, dass ich gesunde

Lebensmittel produzieren kann.

Felix Lang, Biobauer und grüner Kantonsrat in Solothurn

Anders als die Industrie nutzt die Landwirtschaft Lebewesen. Das macht sie «ineffizient»: Eine Fabrik kann rund um die Uhr und das ganze Jahr produzieren – zumindest wenn Energie und Rohstoffe verfügbar sind und die Arbeitnehmenden nicht streiken. Eine Kuh oder ein Getreidefeld kann das nicht. Pflanzen und Tiere sind angewiesen auf Boden, Sonnenenergie und Wasser. Davon gibt es nicht unbeschränkte Mengen und nicht das ganze Jahr gleich viel. Während ein industrielles Produkt – ein Computer zum Beispiel – mit dem technischen Fortschritt immer schneller und günstiger hergestellt werden kann, gilt das nicht für Milch oder Weizen.

Aber die Landwirtschaft ist doch auch immer effizienter geworden? Das stimmt, zumindest bisher. Dank Zuchtfortschritten haben Getreideerträge und Milchleistungen in den letzten hundert Jahren enorm zugenommen. Aber Zuchtfortschritte haben Grenzen: Irgendwann wird die Ähre so schwer, dass der Halm sie nicht mehr tragen kann. Halmver-

kürzer, wie sie heute in der konventionellen Landwirtschaft gespritzt werden, helfen da langfristig auch nicht weiter. Ähnlich bei der Milchleistung: Heute gibt es zwar Kühe, die mehr als 10'000 Kilo Milch pro Jahr geben. Um solche Leistungen zu erreichen, müssen sie allerdings mehr Kraftfutter (Getreide und Soja) fressen, als ihren Mägen guttut. Das macht sie anfällig für Verdauungsprobleme und Fruchtbarkeitsstörungen. Viele werden früh geschlachtet.

Die Züchtung macht nur einen Teil der Effizienzsteigerung aus. Wichtiger ist etwas anderes: Handarbeit wurde durch Maschinenarbeit ersetzt. Herbizid spritzen statt Unkraut jäten, Mähmaschine statt Sense, automatische Stallentmistung statt Mistgabel. «Das Fundament des bäuerlichen Familienbetriebs bestand fortan, bildlich gesprochen, aus Erdölfässern», schreiben die Historiker Peter Moser und Werner Baumann im Buch «Bauern im Industriestaat». Der Biolandbau hat es geschafft, zumindest beim Dünger nicht vom Erdöl abhängig zu werden: Statt auf Kunstdünger, dessen Herstellung viel Energie braucht, setzt er auf Gülle und Mist, Kompost und Bodenpflege mit Leguminosen (Hülsenfrüchten). Traktoren und Landmaschinen brauchen Biobauern und -bäuerinnen allerdings genauso wie alle anderen – der Preisunterschied zu konventionellen Produkten würde sonst viel zu gross.

Landwirtschaft ist Beziehungsarbeit

Eine Kuh hat am Dienstagmittag in Uznach SG eine

68-jährige Frau angegriffen und tödlich verletzt. Die Kuh hatte

kurz zuvor auf einer Weide gekalbert. Die Frau wollte das

Muttertier in den Stall führen.

Pressemeldung, 5. Mai 2010

Die Landwirtschaft hat mit Lebewesen zu tun – genauso wie die Arbeit in Haushalten, Schulen und Spitälern, im sogenannten Care-Sektor. Bildung, Pflege und Erziehung sollen heute immer effizienter werden, messbare Resultate liefern. Man versucht, die industrielle Logik auf einen Bereich anzuwenden, in dem es um Beziehungen geht. Aber es funktioniert nicht.

Auch zur Landwirtschaft gehört Beziehungsarbeit. Wenn die Höfe grösser und die Arbeitskräfte weniger werden, wird sie oft als Erstes vernachlässigt. Wer Mutterkühe in einem modernen Laufstall mit automatischer Fütterung und Entmistung hält, hat kaum noch Kontakt zu den einzelnen Tieren. Ist er dann doch einmal nötig – zum Beispiel für eine tierärztliche Behandlung –, wird es schnell gefährlich. In der Milchviehhaltung bleibt die Beziehung zwischen Mensch und Kuh wegen des Melkens zwar enger. Aber auch hier steigt der Stress. Wenn eine Euterentzündung ausbricht, wird schnell mit Antibiotika behandelt. Es gäbe auch andere Möglichkeiten: die Arbeitsabläufe überdenken, herausfinden, wo die krank machenden Faktoren liegen, Phytotherapie oder Homöopathie. Doch das braucht Zeit. Und die wird immer

knapper. Die Antibiotikaverkäufe für die Tiermedizin haben sich im letzten Jahrzehnt fast verdoppelt.

Teures Reservat?

Natürlich, die Landwirtschaft hatte und hat in der Schweiz eine gewichtige Interessenvertretung. Es ist aber zweifelhaft, ob diese immer im Interesse der Bauern tätig war – wenn es gemeinsame Interessen aller Bauern denn je gegeben hat.

Peter Moser, Werner Baumann: "Bauern im Industriestaat"

Wirtschaftsverbände und auch viele Linke sind sich einig: Die Schweiz leistet sich ein teures Reservat für ihre Bauern und Bäuerinnen. Die Agrarlobby in den Räten verhindert, dass das Agrarbudget endlich kleiner, die Grenzen offener und die Lebensmittel billiger werden. Doch die Geschichte ist etwas komplizierter.

Alle Länder, die es sich leisten konnten, begannen im 20. Jahrhundert ihre Landwirtschaft zu schützen: mit Zöllen, Einfuhrbeschränkungen, Subventionen. Die Preisschwankungen auf den immer globalisierteren Märkten waren so gross, dass die Landwirtschaft sonst vielerorts keine Chance mehr gehabt hätte. Schutz der Produktion hiess jedoch nicht Schutz des einzelnen Bauernbetriebes: Vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Rationalisierung stark vom Staat gefördert. Auch der Schweizerische Bauernverband (SBV) trug das meiste davon mit. Die Politik der «Agrarlobby» hat die Schweiz nicht verbäuerlicht, im Gegenteil: Bäuerinnen und Bauern machen heute weniger als vier Prozent der Erwerbstätigen aus. Der SBV propagiert den Strukturwandel fast noch offensiver als das Bundesamt für Landwirtschaft: Die Kleinen sollen aufhören, damit die Grossen konkurrenzfähiger werden. Allerdings werden sie es nicht lange bleiben. Die Grossen von heute sind die Kleinen von morgen.

Globalisierung macht verletzlich

Heute müssen Länder ihre Nahrung exportieren, obwohl sie nicht genug für die eigene Bevölkerung haben. Und Länder, die genug hätten, müssen Importe zulassen. In Indonesien zum Beispiel würde immer noch genug Reis für die Eigenversorgung angebaut. Aber der landet auf dem Weltmarkt. Das ist ein blödes System. Davon profitieren nur die Händler.

Henry Saragih (Indonesien), Präsident der globalen Kleinbäuerlichen Organisation La Via Campesina

Globalisierung erhöht die Nahrungssicherheit, so die liberale Theorie. Mit offenen Grenzen und globalen Transportsystemen kommt Nahrung tatsächlich immer schneller überall hin. Allerdings nicht unbedingt dorthin, wo sie am dringendsten gebraucht wird. Denn die bedürftigsten «Kunden» können meist nicht zahlen.

Die Globalisierung führt zu einer Dominanz von Handels- und Verarbeitungsfirmen: «Wenn die Nahrungsversorgung vom Weltmarkt abhängig wird, beherrschen die multinationalen Unternehmen die Ernährung», sagt Henry Saragih. Und die Spezialisierung nimmt zu: Wenn jedes Land nur noch das anbaut, was es am besten exportieren kann, und den Rest importiert, wird die Nahrungsversorgung nicht sicherer, sondern verletzlicher. Die Behauptung, die Globalisierung nütze den Bäuerinnen und Bauern der armen Länder, geistert immer noch durch die Diskussionen. Die armen Bäuerinnen und Bauern fordern allerdings längst etwas anderes: das Recht, die eigene Produktion vor Dumpingimporten zu schützen, Vorrang der regionalen Versorgung, Zugang zu Wasser und Land, Verbot von Exportsub-

ventionen. Zusammengefasst werden diese Forderungen mit dem Begriff Ernährungssouveränität.

Zurück in die Regionen

Die Leute verstehen viel, wenn sie hier herkommen. Sie merken, wie viel Arbeit in einem Salatkopf steckt. Und dass das schönste Gemüse nicht unbedingt am besten schmeckt.

Irene Anex, Agronomin und Gemüsegärtnerin im Gemeinschaftsprojekt Jardin des Chartrons bei Genf

Das Öl geht aus. Billige Energie wird knapp. Das hat Folgen für die Landwirtschaft: Kunstdünger, dessen Herstellung viel Energie braucht, wird irgendwann unerschwinglich werden, genauso der Treibstoff für Traktoren und Maschinen. Die Energiekrise wird auch Handel und Verarbeitung verändern. Das Gemüse für Nordeuropa wird nicht für immer in Italien, Spanien und Nordafrika wachsen. Die Transporte werden schlicht zu teuer.

Die Schweizer Agrarpolitik ist widersprüchlich. Das Bundesamt für Landwirtschaft möchte die ökologische Produktion stärker fördern, gleichzeitig aber den 4000 kleinsten Betrieben die Direktzahlungen streichen. Es glaubt weiterhin an die Maxime «Grösser ist besser» und hält den Agrarfreihandel mit der EU für unausweichlich – eine Marktöffnung, die zu noch mehr sinnlosen Transporten quer durch Europa führen wird. Aber wahrscheinlich ist es unrealistisch, von einem Bundesamt etwas anderes zu erwarten. Genauso unrealistisch ist es, eine ökologisch vorbildliche Landwirtschaft in einer ökologisch katastrophalen Gesamtwirtschaft zu erwarten. Die Grenzen des Wachstums sind erreicht, nicht nur in der Landwirtschaft. Dort sind sie bloss etwas besser sichtbar.

Eine Re-Regionalisierung der Nahrungsversorgung ist nicht nur dringend nötig, sie kann auch sehr viel Spass machen. Zum Beispiel in Form von Vertragslandwirtschaft: Konsumierende schliessen mit Bauern und Gemüsegärtnerinnen Anfang Jahr einen Vertrag ab, bekommen wöchentlich Gemüse und andere Produkte geliefert und helfen oft auch auf dem Feld mit. Dabei entstehen nicht nur regionale Versorgungsstrukturen, sondern auch Freundschaften, Stadtmenschen lernen, wo ihr Essen herkommt, und Kinder können sich zwischen den Gemüsebeeten austoben. In der Westschweiz und Basel gibt es bereits über zwanzig Projekte, und inzwischen ist die Idee auch im Rest der Schweiz angekommen: In Bern, Zürich und Winterthur sind in den letzten zwei Jahren fünf Projekte entstanden, bald soll auch eines in St.Gallen starten (siehe Glossar auf Seite 24: Vertragslandwirtschaft). Natürlich: Das ist keine Lösung für die ganze Landwirtschaft, sondern vor allem für Betriebe in der Nähe von Städten. Aber es könnte ein Anfang sein von neuen, gleichberechtigten Beziehungen zwischen jenen, die Nahrung produzieren, und jenen, die sie brauchen.

Für uns war von Anfang an klar: Wir sind kein Gemüselieferant, der Kunden bedient, wir sind eine Genossenschaft, die gemeinsam Gemüse anbaut. Viele Genossenschaftsmitglieder sagen, wenn sie aufs Ortoloco-Feld kommen: «Das ist mein Garten.

Ursina Eichenberger, Mitgründerin der Zürcher Gartenkooperative Ortoloco

Bettina Dyttrich, 1979, ist Redaktorin der «Woz», war Fachhörerin an der Landwirtschaftlichen Schule Strickhof und macht gerade ein Praktikum im Gemüsebau.

Wenn nicht anders vermerkt, stammen die Zitate aus Interviews, die die Autorin geführt hat.